

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Kleinere Schriften

Altbayerische Miscellen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1875

VII. Das Theater zu Kiefersfelden. 1867

VII.

Das Theater zu Kiefersfelden.

1867.

Bedeutendes nicht leisten könnend, suchen wir doch mitunter im Kleinen zu nützen und die Augen der Denkenden auf Beachtenswerthes hinzurichten. Deshalb hat uns schon mannichfach eine Blüthe des bauerlichen Idealismus beschäftigt, welche, auf eigener Flur entsprossen und von den einfachen Gemüthern gern gepflegt, unter günstigen Sternen noch sehr genießbare Früchte zeitigen könnte. Wir meinen hier die ländliche Schaubühne oder das Bauerntheater, welches fast das einzige Ueberbleibsel ist aus einer frühern, reichern Zeit, wo auch der Landmann noch seinen Theil nahm an dem geistigen Leben der Nation und an den Wissenschaften, wie sie eben damals umliefen, wo er an den alten Sagen und Geschichten noch ebenso viele Freude hatte, sie noch ebenso gut wußte und ebenso gern erzählte, als der Ritter und der „Pfaffe.“

Diesmal nun ruft das Theater in Kiefersfelden unsere Theilnahme an, weil es eben verboten worden ist. Kiefersfelden ist ein weit verstreutes, aber angenehmes, schatten-

reiches Dorf und liegt an der tirolischen Gränze, ein Stündchen unterhalb Ruffstein am mächtigen Innstrom, den ungeheuern Wänden des Wilden Kaisers gegenüber, in einer herrlichen Landschaft.] Es ist da auch der Sitz eines bedeutenden Eisenwerks, das „die Kiefer“ heißt. „Daß nun die Schmiede vor andern Handwerkern immer etwas voraus gehabt, ist allen bekannt, welche die Geschichte derselben von der alten Sagenzeit, wo Hephästus und Dädalus glänzen, bis zum deutschen Wieland und von diesem bis auf die neuere Zeit verfolgt haben. Wie ihr Gewerbe ein poetisches, zwischen Wasserstürzen und Feueröfen eingefeiltes, auf die Stärke des Arms gebautes ist, so sind auch ihre Geister für dichterische Erregungen leicht zu gewinnen, und unter ihren ruhigen Fürtüchern schlägt oft ein phantastisches Herz.“ Darum fand auch die dramatische Muse in Kiefersfelden zu allen Zeiten eine freundliche Aufnahme, und obwohl oft vertrieben, kehrte sie doch immer wieder gern dahin zurück. Daß nun aber ihr Tempel in neuester Zeit von der hohen Obrigkeit abermals verriegelt wurde, gilt den besagten Schmieden als ein trauriges Verhängniß. Ohne von den verletzten Tragödien aufgefordert zu sein, glauben wir hierüber gleichwohl einiges der Oeffentlichkeit unterbreiten zu dürfen. Wir entnehmen es einer Beschwerdeschrift, die sie im vorigen Mai gegen den abschlägigen Regierungsbescheid bei der obersten Stelle einreichten, und welche ungefähr folgendes enthält:

„In unsern bewegten Zeiten suchen sich die Stände und die Lebensweisen mehr und mehr zu assimiliren. Leider machen sich aber in dieser Beziehung noch die

schreiendsten Contraste bemerkbar. Der Landmann hat bereits angefangen, sich städtisch zu kleiden, städtisch zu essen, städtisch zu trinken, überhaupt bei seinem jungen Wohlstand mehr Geld auszugeben, als in der frühern Dürftigkeit; aber es sind nur erst schwache Spuren vorhanden, daß er sich auch städtisch, d. h. gebildet und geistreich, unterhalten wolle. Eben deswegen sollte aber eine Ausgleichung von seinen Pflegern eher erstrebt als behindert werden. Der glückliche Bewohner unserer Haupt- und Residenzstadt hat Jahr aus Jahr ein Concerte, Bälle, Vorlesungen, Pinakotheken, Wachtparaden, Gungl-Musik und hundert andere Vergnügungen. Darwison, Fräulein Janaschek und die berühmtesten Gäste erscheinen auf den hauptstädtischen Brettern, um ihn „von den Leidenschaften zu reinigen,“ Richard Wagner sucht ihn im Lohengrin, in Tristan und Isolde bei herrlicher Ausstattung auf den richtigen musikalischen Geschmack zu führen; kurz, alles wird aufgeboten nicht allein um ihn zu bilden, sondern auch zu vergnügen, um ihn nicht langweilig und nachdenklich werden zu lassen. Dem Landmann bleibt dagegen zu seiner Bildung und zu seinem Zeitvertreib nichts offen als die gewöhnliche Sonntagsrauferei; denn das Bauerntheater, das sein eigener Instinct verlangt, und das in der That das einzige weltliche Bildungsmittel wäre, da er die Schulkenntnisse im praktischen Leben schnell vergißt — das Bauerntheater wird immer behelligt, verfolgt und unterdrückt. Kein Wunder, wenn sich der Landmann unter solchen Umständen die Frage stellt: warum denn die Stadtleute in allen Freuden schwelgen sollen, und er nur immer in der alten Langweile, und wenn er folgerecht

verdrießlich und unzufrieden wird. Mit diesen Betrachtungen glaubten wir unsere Beschwerdeschrift einleiten zu dürfen. Ehe wir aber auf die gegenwärtige Bedrängniß unserer Anstalt übergehen, sei es uns vergönnt, einen Blick auf deren Geschichte zu werfen.

„Die Schaubühne zu Kiefersfelden geht in unbordenliche Zeiten zurück. Wie in Tirol die Landecker Bauern, was wir aus der Geschichte wissen, schon zur Zeit Friedrichs mit der leeren Tasche († 1439) ihr „Gspiel“ hatten, so daß der verschollene Herzog auf ihrer Bühne selber als unbekannter Mime auftreten konnte, um die Treue seines Landvolks zu prüfen, so hatten es wahrscheinlich auch schon die Bauern von Kiefersfelden in denselben Tagen. Jedenfalls fand sich da im Jahr 1833 ein altes kaufälliges Theater, welches nicht mehr zu benützen war. So machten sich denn drei ehrbare Männer zusammen und erbauten ein neues aus inländischem Holz, das sie kunstlos mit Brettern überdachten. In diesem wandelten wir wie unsere Vorgänger auf dem Rothurn bis zum Jahr 1848, als die Vorstellungen von dem k. Landgericht Rosenheim plötzlich verboten wurden. Was diese so hochgebildete Behörde veranlaßt haben mag, unserer Bildung so unfähig zu sein, ist nicht bekannt geworden. Jedenfalls ist gewiß, daß in dem „finstern“ Tirol dazumal die dramatische Kunst keine solche Todesgefahr zu überstehen hatte, als in dem „aufgeklärten“ Bayern; denn unsere tirolischen Nachbarn, die Bauern von Grl, Ebs, Sewi u. s. w., spielten nebenher lustig fort und rühmten sich mit höhnischem Uebermuth, daß sie in ihrem absolutistischen Oesterreich doch mehr freie Luft hätten, als wir mit unseren

constitutionellen Freiheiten im vielbelobten Baiuvarien. Auf unser flehendes Bitten wurde uns dann im Jahr 1850 das Spiel wieder freigegeben, bald darauf jedoch neuerdings verboten. Die Gründe dieses zweiten Interdicts sind aber ebenso unbekannt als die des ersten.

„Nach verschiedenen fruchtlosen Bestrebungen, die uns auch verschiedenes fruchtloses Geld kosteten, wendeten wir uns durch unsere ehrfurchtvolkste Vorstellung vom 28. Sept. 1861 an Se. k. Maj. Maximilian II. und, wie zu erwarten, wurde uns vom erleuchteten Thron herab erlaubt, was nie hätte verboten werden sollen. Wir geriethen darüber in eine Stimmung, wie ein junges Ehepaar in den Flitterwochen — wir waren noch nie so vergnügte Unterthanen gewesen — wir fühlten uns voll des innigsten Dankes für unseren geliebten Landesvater und voll Stolz auf unsere bayerische Nationalität, die nun doch wieder auf gleiche Höhe mit der tirolischen gestellt worden war. Mit besonderer Andacht begingen wir damals den kirchlichen Jahrestag der Theatergesellschaft, welcher schon von den Stiftern im Jahr 1833 verabrebet und seitdem an jedem Pfingstmontag feierlich in der naheliegenden Otto-Capelle begangen worden war. Wir haben diese Feier auch in den langen Jahren, wo uns das Spiel verboten, nicht eingehen lassen, vielmehr jedesmal die Auslagen aus unseren geringen Mitteln selbst bestritten, da wir, während alle irdischen Behörden uns feindselig waren, doch den Himmel der dramatischen Kunst freundlich erhalten wollten. Wir rühmen uns mit Vergnügen, daß wir in diesem Stück an das höchste Alterthum rühren, wo ja auch die Tragödie mit dem Gottesdienste stets in innigster Verbindung stand.

„So begannen wir denn unsere Laufbahn. Die Aspecten waren günstig, denn wir fanden bald einfältige Diener, polternde Alte, lauernde Bösewichte, erhabene Könige und Kaiser, so viel wir brauchten, kurz alles, was eine wohl ausgestattete Bühne verlangt. Und waren auch unsere Liebhaber und Liebhaberinnen etwas hölzern und eßig, so fiel das unserem Publikum nicht unangenehm auf, weil es sich gerade in dieser Art selbst wieder zu erkennen glaubte. Für das Repertoire hatten wir beneidenswerthe Quellen. Es lebte nämlich vor dreißig Jahren nicht weit von hier ein ausgezeichneteter Schauspieldichter, Joseph Schmalz, den man nicht mit Unrecht den Shakespeare des Jnnthals genannt hat. Er war zwar nur ein Kohlenbrenner in Tirol, aber ein Talent, dessen gleichen so bald nicht mehr gefunden werden wird. Von ihm sind noch etwa zwanzig bis dreißig Stücke vorhanden, welche meist jene alten, ewig frischen Märchen behandeln, die dem deutschen Volk vor allem theuer sind, „die vier Haimonsfinder,“ „die heilige Genoseba,“ „den hörnernen Siegfried“ u. s. w., oder auch jene wunderbaren Sagen, welche von den Kaisern in Griechenland, von den Emirn in Andalusien und andern merkwürdigen Potentaten erzählt werden. Joseph Schmalz unterscheidet sich von den ernstern Dramatikern der Gegenwart, namentlich von der neueren Münchner Schule, besonders dadurch, daß seine Stücke nicht allein belehrend, sondern auch unterhaltend sind. Seine Dramen dauern den ganzen Nachmittag, aber der Zuschauer findet sich nie gelangweilt, sondern nur angezogen, sittlich gehoben und veredelt. Alle seine Stücke sind überdies von der strengsten Moral getragen; die Tugend

wird immer belohnt und das Laster immer bestraft. Der Bauer liebt jene prickelnden Lascivitäten nicht, wie sie heutzutage in den Hauptstädten unter den Titeln „La dame aux Camélias“, „Orpheus in der Unterwelt“ u. s. w. mit Connivenz einer hohen Obrigkeit dem entnervten Publikum geboten werden.

„Unsere Leistungen zogen denn auch schon manches wohlwollende Auge auf sich. Ein einheimischer Schriftsteller verbreitete sich darüber in seinen „Wanderungen im bayerischen Gebirge“ — einem Buche, das wenigstens im Ausland nicht unbekannt zu sein scheint. Er war unter den Zuschauern als „die schöne Helena (nicht die Offenbach'sche, sondern) die Tochter des mächtigen Kaisers Antonius von Griechenland, oder Rache, Reue und Verzeihung,“ als „Valentin und Urfinus oder das Diamantenkreuz“ gegeben wurden. Seine Schilderungen haben schon manche gebildete Männer und Frauen aus Dresden, Berlin und Hamburg herzugeführt, die nun nach dem ländlichen Schauspiel fragen und nur austweichende Antworten erhalten, da wir selber nicht wissen, warum wir ihnen diesen Genuß versagen müssen und unsere Obrigkeiten keiner unfreundlichen Beurtheilung aussetzen wollen.

„Durch solche Anerkennungen, wie die oben erwähnte, befeuert, hatten wir nun in Thalia's Dienst drei Jahre lang freudig fortgearbeitet, und wir überlegten schon: ob wir es nicht wagen sollten, einen erhabenen inländischen Gönner der dramatischen Muse zu unsern Schauspielen ehrerbietigst einzuladen, als an einem kühlen Herbstabend des Jahres 1865 der in der Geschichte des deutschen Drama's bisher noch unbekannte Wagnerbauer Franz Larcher von

Kiefersfelden die Schlüssel unserer Theaterhütte abzog, sie einsteckte und mit der Erklärung hervortrat: er werde fñrderhin mit seinen Anhängern selber den Rothurn betreten. Wir wurden zwar von guten Freunden aufmerksam gemacht, daß wir uns leicht helfen könnten, indem wir nur andere Schlüssel machen zu lassen brauchten; allein eingeschüchtert wie wir sind, schien uns solcher Ausweg schon gefährlich und wir überließen die Schlichtung dieser unserer Lebensfrage lieber den königlichen Behörden, worauf denn endlich, ebenfalls nach vielen hinausgeworfenen Kosten, vor dem k. Bezirksamt Rosenheim am 21. Februar d. J. ein Vergleich dahin zu Stande kam, daß wir gegen eine Entschädigung von fünfundsiebzig Gulden dem Wagnerbauern, welchen das k. Bezirksamt „die Gesellschaft Larcher“ nennt, die Hütte zu seiner Verfügung überließen.

„Ob aber unser Ruhm oder unsere kleine Einnahme, die wir doch immer wieder auf Ausbesserung der Hütte, Vermehrung der Garderobe, Honorirung einiger Schauspieler und Musikanten, Bestreitung des Theaterjahrtags verwendeten, ob unser kleines Glück den Wagnerbauern nicht mehr schlafen ließ, oder ob er vermöge eines Hanges, der tief im Bauerncharakter liegt, uns nur einfach die Freude verderben wollte, das können wir hier unerörtert lassen.“

Dieß der ungefähre Inhalt der Beschwerdeschrift.

Während der Wagnerbauer nunmehr ausging, sich seine Liebhaber und Liebhaberinnen, seine Ritter und Tyrannen zusammenzufangen, hatte die alte Genossenschaft mit dem Wirth zu Kiefersfelden, der ebenfalls ein Freund der dramatischen Kunst ist und deren hohe Bedeutung wohl

erkennt, bereits einen Vertrag abgeschlossen, laut dessen sich dieser verpflichtete, ihr ein neues Theater zu erbauen. Fortan lebte sie nur nach dem Augenblick, wo sie diese Bretter, „welche die Welt bedeuten,“ wieder betreten dürfte.

Allein — und das ist der grausame Scherz des Schicksals — von den beiden Gesellschaften darf jetzt keine spielen. Als nämlich der schöne Lenz herannahte und beide sich der k. Regierung mit der Bitte näherten: die theatralesischen Vorstellungen eröffnen zu dürfen, entfloß jener abermals ein Erlaß des Inhalts: zwei Gesellschaften seien für Kiefersfelben zuviel, „ausschlaggebende Motive für die eine oder die andere aber seien nicht ersichtlich.“

In diesem letzteren Punkt erlaubte sich nun die Gesellschaft der Schmiede gleichwohl anderer Ansicht zu sein. „Wir,“ sagen sie in ihrer Beschwerdeschrift, „wir, die Schmiede von Kiefer, haben die Hütte erbaut und 1833 die Bühne gegründet — wir haben auf unsere Wag und Gefahr alle Ausgaben für deren Erhaltung getragen; wir haben die kirchlichen Jahrtage bestritten, auch in den langen Jahren, wo zu spielen nicht erlaubt war; unsere Ausdauer hat es nicht ohne große Opfer dahin gebracht, daß die wiederholten Verbote endlich liberaleren Anschauungen Platz machten; wir haben die Garderobe, die Textbücher und die ganze Regie angeschafft; wir haben uns bisher dem Dienst der Muse gewidmet, und nicht allein das Wohlgefallen des ländlichen Publikums, wie der andauernde Besuch darthut, sondern auch den Beifall strengerer Kritiker erworben; wir sind es ferner, die vor nicht so langer Zeit wegen des sittlichen Werthes unsrer Be-

strebungen von dem Herrn Vikar und der Gemeindeverwaltung schriftlich anerkannt und hoch belobt wurden. Wir haben ein altes Herkommen, alte Verdienste für uns und die Präensionen des Gegners sind von heute.“

„Als der Wagnerbauer im vorigen Jahr zum erstenmal um die Spielerlaubnis bat, entloß der k. Regierung am 4. Juli 1866 ein anderer Erlaß, welcher von der richtigen Anschauung ausging, daß der Gesellschaft Larcher der Nachweis über entsprechende Befähigung mangle. Man sieht auch nicht ein, woher der Wagnerbauer mittlerweile diese Befähigung geholt haben sollte. Weder hat er sich, soweit es ortskundig ist, mit Lessings dramaturgischen Schriften, noch mit Schillers Abhandlungen über die ästhetische Erziehung des Menschen, noch mit A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst, noch mit irgend einer andern didaktischen Literatur beschäftigt. Ebensowenig hat er Lektionen im Deklamiren genommen oder überhaupt etwas gethan, um seine urwüchsigte Bauernnatur ins Theatralische umzugestalten. Er ist noch ganz dasselbe Original wie am 4. Juli 1866. Was dagegen die Befähigung seiner Gesellschaft betrifft, so kann von dieser das gleiche behauptet werden, da sie zur Zeit nur aus ihm selbst besteht.

„Wenn aber der einen Gesellschaft die Befähigung entschieden mangelt, während sie der andern anerkanntermaßen zur Seite steht, so scheint dieser Umstand doch „ein ausschlaggebendes Motiv“ für die letztere zu sein.

„Vor allem aber möchten wir im Hinblick auf unsere tirolischen Nachbarn ergebenst rufen: „Die Freiheit wie in Oesterreich!“

Also lautete die Beschwerbeschrift, welche dem k. Ministerium des Innern neuerdings überreicht wurde. Auf seiner ofterproben Weisheit beruhten alle Hoffnungen der tiefgekränkten Schmiede. Es schien unmöglich, daß es, wenn nun einmal nicht beide Gesellschaften zugelassen werden sollten, in seiner Wahl nur schwanken könne. Indessen — es gibt nichts so Unwahrscheinliches, was nicht gleichwohl passiren kann, namentlich im Königreich Bayern. Das Ministerium bestätigte den Erlaß, welcher der Regierung entfloßen, und legte dem Verfasser der Beschwerbeschrift wegen seiner unanständigen Schreibart eine Ordnungsstrafe von fünf Gulden auf. Die Schmiede von Kiefersfelden, die Märtyrer ihres Idealismus, sitzen nun trauernd unter den Weiden des Innstroms — die „Gesellschaft Lärcher“ triumphirt, daß ihr wenigstens gelungen, den andern die Freude zu verderben. Thalia aber schwebte von Kiefersfelden weinend wieder nach dem Helikon hinan. Les déesses s'en vont, la bureaucratie nous reste!

Wenn die dramatische Muse bei den wackern Schmieden so behandelt wird, so kann ich nichts verspüren von den neuen Regungen in den Brüsten unsrer Bureaucratie, nichts von ihrer Sehnsucht nach dem gesteigerten Schulunterricht und der erhöhten Bildung, die uns demnächst glücklich machen sollen.

Der literarische Faden, der durch unser Bauernvolk geht, ist bekanntlich von sehr feiner, kaum sichtbarer Structur. Karl Fernau und Hermann Schmid werden auf dem Land ebenso wenig gelesen, als Bocci's oder Guido Görres' Schriften, und nur unsers Singels treffliche Ge-

betbücher haben sich einige Kundschaft erworben. Ob der
 gesammte Schulunterricht, wie er seit zwei Generationen
 ertheilt wird, nur das Papier werth ist, auf das der
 Schulcommissär seinen Prüfungsrapport schreibt, ist, we-
 nigstens für viele Gegenden, noch eine offene Frage.
 Hunderttausende lernen lesen, lesen aber nichts, lernen
 schreiben und rechnen, wissen aber davon keinen Gebrauch
 zu machen. Der best einegercirt Katechismus, die weisse-
 sten Verordnungen und die reichlichsten Prügel konnten
 und können nicht verhindern, daß unser schönes Altbayern
 an Sonn- und Feiertagen noch immer von den blutigsten
 Verbrechen raucht. Alle edlern Herzen rufen nach mildern
 Sitten, nach einer Vinderung dieser Noth. Soll man es
 denn nicht auch mit der Pflege der Muse versuchen dürfen?
Emollit mores nec sinit esse feros, sagt von dieser ein
 Poet des Alterthums. Auch in neuerer Zeit hat man be-
 kanntlich die Behauptung aufgestellt: die Bühne habe den-
 selben Zweck wie die Kirche und der Staat, nämlich den
 Menschen zu bilden, zu heben und zu veredeln. Wenn
 das „Gspiel“ den Bauern an Sonn- und Feiertagen ab-
 hält, sich von Mittag bis zum späten Abend voll zu lau-
 fen, wenn es nichts leistet als dieses, so ist es schon aller
 Begünstigung werth; wenn man ihm aber seine Freiheit
 läßt, und der Gang seiner Muse, der jetzt ein durchaus
 sittlicher ist, im rechten Geleise bleibt, so kann es gewiß
 noch wohlthätiger wirken und ein Namhaftes beitragen,
 um den altbayerischen Landmann aus jener tiefen Roh-
 heit herauszureißen, die uns alle traurig stimmt, und die
 so manche seiner guten Anlagen erbrückt.